

STENOGRAPHISCHES PROTOKOLL



**Gedenkveranstaltung gegen Gewalt und Rassismus –
im Gedenken
an die
Opfer des Nationalsozialismus**

Donnerstag, 5. Mai 2011
Historischer Sitzungssaal
10.30 Uhr – 12Uhr

Die Gedenkveranstaltung gegen Gewalt und Rassismus im Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus findet im Historischen Sitzungssaal des Parlaments statt. In der ersten Reihe in der Mitte des Halbrunds nehmen die Präsidentin des Nationalrates und der Präsident des Bundesrates sowie die Autorin und Literaturwissenschaftlerin Prof.ⁱⁿ Ruth Klüger Platz.

Auf den vorderen Plätzen des Halbrunds sitzen Mitglieder der Bundesregierung sowie Staatssekretäre, die Klubobleute, der Zweite Präsident des Nationalrates, der Präsident des Rechnungshofes und die Volksanwälte. In den Bankreihen dahinter sitzen Abgeordnete zum Nationalrat, Mitglieder des Bundesrates, ehemalige Mitglieder der beiden parlamentarischen Kammern, SchülerInnen und Lehrlinge, die an dem im Vorfeld des Gedenktages durchgeführten Jugendprojekt mitgearbeitet haben, sowie Vertreter der Opfer des NS-Regimes und andere Ehrengäste.

In den Balkonlogen haben sich weitere geladene Gäste eingefunden, darunter Bundespräsident Dr. Heinz Fischer und Gattin, die in der Mittelloge Platz genommen haben, sowie Mitglieder des Diplomatischen Corps und Vertreter der Religionsgemeinschaften.

Die Galerie ist mit Repräsentanten des öffentlichen Lebens und zahlreichen weiteren Besuchern besetzt.

Beginn der Gedenksitzung: 10.30 Uhr

Die musikalische Umrahmung erfolgt durch den Chor und das Instrumentalensemble der Musikschule der Stadt Linz unter der Leitung von Thomas Mandel.

Zu Beginn der Gedenkveranstaltung werden folgende Lieder vorgetragen:

„Woher soll das Brot heute kommen?“, Text: Theodor Kramer, Musik: Zupfgeigenhansel;

„Dachaulied“, Text: Jura Soyfer, Musik: Herbert Zipper.

(Beifall.)

Ansprache des Präsidenten des Bundesrates der Republik Österreich

Präsident des Bundesrates Gottfried Kneifel: Meine sehr geehrten Damen und Herren! Es war am 5. Mai 1945, als die ersten amerikanischen Kampfeinheiten im Konzentrationslager Mauthausen eingetroffen sind und Häftlinge die Kontrolle im Lager übernommen haben. Drei Tage später war der Weltkrieg zu Ende. Damit hat der Neuaufbau Europas begonnen, der uns bis heute prägt.

Der Theologe Johann Baptist Metz hat in seinen Anmerkungen zur Politik in Europa nachdrücklich darauf hingewiesen, dass Demokratie im Konsens wurzelt, dass aber das Ethos der Demokratie seine Grundlage im Gedächtnis finden muss.

Nationalrat und Bundesrat tun dies seit 1997 alljährlich in einer feierlichen Gedenksitzung. 1997 konnten wir noch viele Menschen unter uns begrüßen, die in der Zeit des Nationalsozialismus und auch danach viel Leid erfahren mussten. Ihre Zahl ist kleiner geworden. Trotz hohen Alters geben sie aber bis heute unermüdlich Zeugnis davon.

Ich begrüße sie mit großer Hochachtung und Dankbarkeit für das, was sie getan haben und weiter tun. *(Beifall.)*

Eine von ihnen, Frau Ruth Klüger, wird heute zu uns sprechen. Sie hat schon früh begonnen, über ihre Erfahrungen als Verfolgte unter den Nazis zu schreiben.

Wir sind uns sehr bewusst, dass die Aufgaben, die sie alle erfüllen, das Zeugnis, das sie geben, bald ganz allein in unseren Händen und in unseren Köpfen liegen werden. Deshalb ist es wichtig, dass die Opferorganisationen, die Verbände der Widerstandskämpfer, die vielen Initiativen im Bereich der Schul- und Erwachsenenbildung, Gedenkstätten, die Israelitische Kultusgemeinde, die Kirchen und andere Religionsgemeinschaften ihr Wirken nicht nur dokumentieren und sichern, sondern auch in Zukunft fortsetzen.

Ich darf ihre zahlreichen Vertreterinnen und Vertreter heute nicht nur begrüßen, sondern auch unsere Anerkennung aussprechen. *(Beifall.)*

Meine sehr geehrten Damen und Herren! Ihre bedeutsame Arbeit ist uns für heute Ansporn: Wo auch immer die Menschenwürde in unseren Mitmenschen verletzt wird, da wird sie auch in uns selbst verletzt. Nur wenn wir diese Fähigkeiten zum Mitleiden, zur Identifikation mit den Opfern bewahren, kann es uns dauerhaft gelingen, eine gerechte Gesellschaft zu gestalten, in der Menschen mit verschiedenen religiösen und politischen Überzeugungen in Frieden und Freiheit zusammenleben können.

Auch deshalb ist es wichtig, dass sich Nationalrat und Bundesrat alljährlich zu dieser Gedenksitzung treffen. Als Politikerinnen und Politiker mit Verantwortung haben wir die Pflicht, dieses Gedenken auch in Zukunft zu stärken.

Daher wurde im vergangenen Jahr gemeinsam mit dem Mauthausen Komitee eine Initiative gestartet, in der sich Jugendliche intensiv mit den Geschehnissen dieser Zeit und den Erfahrungen der Menschen damit auseinandersetzen.

In diesem Jahr haben sich Schülerinnen und Schüler der Höheren Lehranstalt für Mode und Kunst in Wien, der HAK Feldkirchen sowie Lehrlinge der ÖBB und der Voest mit dem „Netzwerk des Terrors“ befasst und darüber sogar einen Film gestaltet.

Ich freue mich sehr, das sie gemeinsam mit ihren Lehrerinnen und Lehrern heute im Parlament sind. Ich begrüße sie herzlich. *(Beifall.)*

Der Gedenktag gegen Gewalt und Rassismus in Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus am 5. Mai ist der erste unter den Gedenktagen, die die Republik begeht.

Ich begrüße daher den Herrn Bundespräsidenten Dr. Heinz Fischer, die Frau Präsidentin des Nationalrates Frau Mag.^a Barbara Prammer und von der Bundesregierung Herrn Vizkanzler Dr. Michael Spindelegger. *(Beifall.)*

Ich begrüße die Abgeordneten zum Nationalrat, die Mitglieder des Bundesrates und die Delegationen aus den Bundesländern, die heute in das Parlament gekommen sind, die Präsidenten des Verfassungsgerichtshofes und des Verwaltungsgerichtshofes und die Präsidentin des Obersten Gerichtshofes.

Schließlich begrüße ich den Chor und das Instrumentalensemble der Musikschule der Stadt Linz unter der Leitung von Thomas Mandel, die diesen Gedenktag heute schon musikalisch einbegleitet haben. Ein herzliches Dankeschön und willkommen. *(Beifall.)*

Diese heutige Veranstaltung ist auch ein Beweis dafür, dass es im demokratischen Österreich zum nationalen Grundkonsens gehört, dass wir den Umgang mit unserer Geschichte nicht zur Privatsache jedes Einzelnen machen.

Wir können und wollen auf öffentliches Gedenken nicht verzichten. Wir müssen uns – gemeinsam und jeder für sich – immer wieder der Mühe unterziehen, unserem Gedenken auch Sinn zu geben.

Ich selbst bin im Jahre 1948 geboren, nachdem mein Vater nach siebenjährigem Kriegsdienst als Truppenarzt, davon dreijähriger russischer Kriegsgefangenschaft, im Sommer 1947 gesund zurückgekehrt ist. Ich erhielt den Namen Gottfried, weil meine Eltern damit auch ihre Sehnsucht nach einer friedlichen Zukunft ausdrücken wollten. Als mich vor wenigen Wochen eine Fachzeitschrift gefragt hat, was der größte Luxus in meinem bisherigen Leben gewesen sei, habe ich darauf geantwortet: dass ich es bisher in Demokratie, Frieden und Freiheit verbringen durfte.

Das ist keineswegs eine Selbstverständlichkeit, das ist immer noch die Ausnahme. In der langen Geschichte unseres Kontinents sind Kriege, Tod und Zerstörung mit allen damit verbundenen Verletzungen von Menschenrechten die Regel gewesen. Daran wird uns auch die Rede von Frau Klüger neuerlich sehr berührend auch erinnern.

Als Lehre folgt für mich daraus, dass es für uns keinen schlampigen Umgang mit der Geschichte geben kann. Auch dunkle Kapitel müssen aufgeschlagen, aber nicht nur aufgeschlagen, sondern auch aufgearbeitet werden.

Politik braucht Kultur, Kultur des Dialogs und eines vernünftigen Miteinanders – trotz des politischen Wettbewerbes. Wir müssen alles unternehmen, um jene ökonomischen Fehlentwicklungen zu verhindern, die in den zwanziger und dreißiger Jahren den Aufstieg von Radikalen ermöglicht haben. Massenarbeitslosigkeit war immer Nährboden für den Nationalsozialismus. Eine Politik, die Radikalen keine Chance geben will, darf sich **nie** mit Arbeitslosigkeit abfinden.

Aus den Unrechtserfahrungen folgt für mich auch, dass Politik immer für die und mit den Schwachen sein muss.

Wir müssen am vereinten Europa weiterbauen, mit dem Ziel, in allen Staaten des Kontinents Frieden, Freiheit und politische Stabilität in starken Demokratien mit garantierten Menschenrechten zu sichern.

Meine sehr geehrten Damen und Herren! Aus den Leiden der Vergangenheit die Pflicht und die Verantwortung für unser heutiges Handeln bewusst zu machen, das ist die Aufgabe dieses heutigen Gedenktages.

Ich danke Ihnen für Ihre Teilnahme und dafür, dass Sie diese Botschaft auch weitertragen, wo immer Sie Verantwortung haben – für Demokratie, Freiheit und Frieden in Österreich, in Europa und in allen Ländern dieser einen Welt! *(Beifall.)*

Ansprache der Präsidentin des Nationalrates der Republik Österreich

Präsidentin des Nationalrates Mag.^a Barbara Prammer: Sehr geehrter Herr

Bundespräsident! Sehr geehrte Damen und Herren! Im Jahr 1997 haben Nationalrat und Bundesrat der Republik Österreich Entschlüsseungen angenommen, den 5. Mai, den Tag der Befreiung des Konzentrationslagers Mauthausen, zum Gedenktag zu erklären, zum „Gedenktag gegen Gewalt und Rassismus im Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus“. Eben diesen Tag begehen wir heute.

Die Frage, warum wir das tun, möchte ich mit den Worten des ehemaligen deutschen Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker beantworten:

„Wer vor der Vergangenheit die Augen schließt, wird blind für die Gegenwart.“

Der Gedenktag fordert uns heraus. Er fordert uns, uns mit unserer Geschichte zu befassen. Dies gerade auch im Lichte einer Umfrage, die erst letzte Woche veröffentlicht wurde: Laut dieser meint die Hälfte der Österreicherinnen und Österreicher, man habe sich nun ausführlich genug mit der NS-Vergangenheit beschäftigt. Es müsse endlich einen Schlussstrich geben.

Diesen Menschen müssen wir bewusst machen, dass sie sich die Geschichte ihres eigenen Landes nicht aussuchen können. So wie es darin leuchtende Momente gibt, gibt es auch dunkelste Kapitel.

Die Realität ist und bleibt unabänderlich: Der Nationalsozialismus mit all seinen Verbrechen hat stattgefunden. Und das unter der Beteiligung vieler begeisterter Österreicherinnen und Österreicher.

Wer das ausblendet, wer die Realität des Holocaust vergisst oder vergessen machen will, wird auch den 8. Mai nicht richtig einordnen. An diesem Tag jährt sich die bedingungslose Kapitulation des Deutschen Reiches heuer zum 66. Mal. Auch hier möchte ich Richard von Weizsäcker noch einmal zitieren. Er sagte:

„Der 8. Mai war ein Tag der Befreiung. Er hat uns alle befreit von dem menschenverachtenden System der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft. Niemand wird um dieser Befreiung willen vergessen, welche schweren Leiden für viele Menschen mit dem 8. Mai erst begannen und danach folgten. Aber wir dürfen nicht im Ende des Krieges die

Ursache für Flucht, Vertreibung und Unfreiheit sehen. Sie liegt vielmehr in seinem Anfang und im Beginn jener Gewaltherrschaft, die zum Kriege führte. Wir dürfen den 8. Mai 1945 nicht vom 30. Januar 1933 trennen.“ – Zitat Ende.

Sehr geehrte Damen und Herren! Wir müssen uns der Geschichte stellen, um über das Hier und Jetzt sprechen zu können. Fassungslos stehen wir vor der Frage, wie die Verbrechen des Nationalsozialismus überhaupt möglich waren, wie es möglich war, dass Menschen zu solchen Grausamkeiten fähig wurden.

Rasse, Volk, Gemeinschaft, Heimat: Die Nationalsozialisten haben Begriffe wie diese vereinnahmt und für ihre Ideologie, ihren Zweck missbraucht. Dabei ließen sie keinen Raum für Interpretationen. Sie beanspruchten die alleinige Deutungshoheit.

Diese Begriffe wurden instrumentalisiert für eine Ideologie, die Menschen mit der Nation und ihren Zielen verschmolzen hat. Menschen wurden zu bedingungslos Getreuen und Fanatikern zum einen, zu Mitläufern und Ohnmächtigen zum anderen und Millionen wurden zu Opfern.

Mit Tugenden wie Disziplin, Treue und Kameradschaft wurden die Menschen auf die nationalsozialistischen Ziele eingeschworen – Tugenden, die dem Einzelnen als Pflicht an der Gemeinschaft verordnet wurden.

Der Nationalsozialismus zwang die Bevölkerung zur Homogenität, zur Uniformität des Denkens und zum Gehorsam. Das Hinterfragen der Herrschaft und ihrer Methoden, die daraus formulierte Kritik und Widerstand wurden als Verbrechen an Volk und Vaterland ebenso gnadenlos bestraft wie die Nichtzugehörigkeit zu diesem Volk.

Sehr geehrte Damen und Herren! Die Antwort auf die Verbrechen des Nationalsozialismus finden wir in der Verbriefung der Rechte der Menschen. Wir finden sie in der Unantastbarkeit ihrer Würde, in der Unteilbarkeit dieser Rechte.

Die Menschenrechte schützen das Leben des und der Einzelnen vor unmenschlicher Behandlung und Folter. Sie schützen vor Diskriminierung und sie schützen vor jeglicher Aufhetzung zur Diskriminierung. Sie schützen Grundfreiheiten, ohne die eine demokratische Gesellschaft nicht auskommen kann: die Meinungsfreiheit, die Freiheit der Religion, die Freiheit des Gedankens und Gewissens und die Freiheit der Weltanschauung.

Wovor die Menschenrechte nicht schützen ist die Gleichgültigkeit. Sie schützen nicht davor, dass Menschen wegschauen. Sie schützen nicht vor den Versuchen mancher, unter dem Deckmantel der freien Meinung Ausgrenzung zu betreiben und Hass zu schüren.

Also: Sich selbst schützen die Menschenrechte nicht. Das kann nicht zufriedenstellen, wollen wir doch alle, dass die Berufung auf die Menschenrechte mehr ist als ein Lippenbekenntnis.

Wer garantiert also die praktische Anwendung der Menschenrechte im Alltag? Wer garantiert jene Freiheit, derer wir uns in der Demokratie heute so sicher fühlen? – Jede und jeder Einzelne von uns, jede Bürgerin und Bürger muss sich diese Frage stellen. Nur dann können wir begreifen, welche Verantwortung die und der Einzelne in dieser Gesellschaft und für diese Gesellschaft hat.

Sehr geehrte Damen und Herren! Es gibt keine Demokratie ohne Demokratinnen und Demokraten. In einer Demokratie sind wir alle frei, uns eigene Gedanken zu machen und unsere Meinungen zu äußern.

Wir alle sind aber auch frei, über diese Meinungen und Gedanken zu reflektieren, sie zu hinterfragen und daraus Schlüsse für unser Handeln zu ziehen. Aus dieser Freiheit der und des Einzelnen resultiert eine große Verantwortung gegenüber der Gesellschaft.

Kein Schul- oder Lehrabschluss, keine öffentliche oder private Funktion macht uns automatisch oder „lebenslang“ zu Demokratinnen und Demokraten. Erst wenn wir täglich neu demokratische Grundsätze praktisch anwenden, erfährt das Leben in der Gemeinschaft seinen Sinn.

Es liegt in unserer Macht, uns für die Grundfreiheiten und Menschenrechte einzusetzen. Jede und jeder Einzelne hat es in der Hand, Diskriminierung, Rassismus und Ausgrenzung entgegenzutreten.

Natürlich braucht die Gesellschaft über die individuelle Verantwortung hinaus Regeln und Gesetze; sie braucht Institutionen, die normieren und sanktionieren, die festlegen, was verboten und was erlaubt ist.

Aber es kommt ja nicht nur auf die Frage an, ob etwas strafrechtlich verfolgbar oder juristisch einklagbar ist oder nicht. Vielmehr müssen wir bereits die Annäherung an jegliches antidemokratische Gedankengut zurückweisen.

Sir Karl Popper meinte: „Im Namen der Toleranz sollten wir das Recht beanspruchen, die Intoleranz nicht zu tolerieren!“

Sehr geehrte Damen und Herren! Jede Demokratin und jeder Demokrat hat die Pflicht, ihre und seine Freiheit verantwortungsvoll zu nutzen. Diese Pflicht kann nicht verordnet werden: von keinem Staat, keiner Ideologie, keiner Politikerin und keinem Politiker. Diese Pflicht muss verstanden, akzeptiert und verinnerlicht werden.

Das nationalsozialistische Regime hat den Menschen verordnet und sie gezwungen, sich an seine Ideologie zu binden und seinem Zweck bedingungslos zu gehorchen.

Heute meine ich mit dem Begriff der Pflicht etwas völlig anderes. Das demokratische Verständnis von Pflicht hat nichts mit blindem Gehorsam und Unterwerfung zu tun. Ganz im Gegenteil! Vielmehr ist es eine demokratische Pflicht, die herrschende Moral, Institutionen und Autoritäten immer wieder zu hinterfragen.

Sehr geehrte Damen und Herren! Die Gesellschaft verändert sich ständig und noch dazu immer rascher. Die Demokratie kann daher nie am Ziel sein. An dieser Qualität unserer Demokratie muss ständig gearbeitet werden, sie muss weiterentwickelt werden. Nur dadurch können wir sie auch absichern. Demokratische Prozesse müssen erlernt und jeden Tag aufs Neue angewandt werden.

Die Demokratie sichert uns die Möglichkeit, herrschende Mehrheiten zu ändern und politischen Wechsel herbeizuführen. Und sie ermöglicht es uns, dies mit friedlichen Mitteln zu tun. Sie ermöglicht es allerdings auch, dass sich jene eine Mehrheit verschaffen, die es nicht ernst meinen mit der Demokratie.

Gleich wie für die Menschenrechte gibt es auch für die Demokratie keine Garantie. Schließlich ist sie die einzige Staatsform, die sich mit ihren eigenen Mitteln abschaffen kann. Und daher gilt wieder: Ohne Demokratinnen und Demokraten gibt es keine Demokratie.

Nicht zuletzt verpflichtet uns die Demokratie aber zur Zivilcourage. Sie ist keine Handlungsanleitung des Staates für die Bürgerinnen und Bürger. Sie ist eine zivile Pflicht, eine Pflicht der und des Einzelnen in der Gesellschaft. Sie beschreibt die Verantwortung der und des Einzelnen für ein friedliches Zusammenleben.

Sehr geehrte Damen und Herren! Die Zivilcourage befähigt uns, die Freiheit der Demokratie als Pflicht zu ihrer Verteidigung zu begreifen. Sie ist lernbar, sie muss sich in jeder und jedem Einzelnen von uns entwickeln. Und jede Demokratin, jeder Demokrat hat die Pflicht, diese Entwicklung zu ermöglichen und zu unterstützen.

Demokratie und Menschenrechte sind immer nur so stark wie die Bereitschaft der Menschen, sie gegen Angriffe auch zu verteidigen. Wie wichtig das ist, zeigen uns die vielen Anzeigen wegen NS-Wiederbetätigung. Jede einzelne dieser Straftaten ist zu verfolgen und aufzuklären.

Sehr geehrte Damen und Herren! Heute sind viele junge Menschen unter uns. Diese Jugendlichen haben im Vorfeld an einem Projekt teilgenommen, das sich mit dem Netzwerk des Terrors der Nationalsozialisten in Österreich auseinandersetzt.

Sie haben sich der Geschichte unseres Landes gestellt, reflektiert und Schlüsse für die heutige Welt daraus gezogen. Die Ergebnisse ihrer Reflexion haben sie in vier Kurzfilmen festgehalten. Sie geben uns damit einen Einblick, wie junge Menschen aus ihrer Sicht die Geschehnisse von damals bewerten und welche Erwartungen sie an ihre Zukunft haben.

Liebe SchülerInnen der HLA für Mode und Kunst aus der Herbststraße! Liebe Lehrlinge der ÖBB! Liebe Schülerinnen und Schüler der HAK Feldkirchen! Liebe Lehrlinge der Voest! Ich danke Ihnen allen für Ihre Bereitschaft und Ihr Engagement, das Sie im Rahmen dieses Projektes gezeigt haben. Selbstverständlich gilt der Dank auch allen Betreuerinnen und Betreuern sowie allen Lehrerinnen und Lehrern.

Insbesondere möchte ich mich dieses Jahr beim Mauthausen Komitee Österreich und hier vor allem bei Christa Bauer und Andreas Baumgartner für die hervorragende Zusammenarbeit bedanken.

Die Jugend muss die Chance bekommen, Erfahrungen zu machen und Neues zu lernen. Aufgabe auch der Politik ist es, Gelegenheit zur Reflexion des Erlebten zu schaffen.

Eine Person, die ihre Reflexionen heute mit uns teilen wird, ist die diesjährige Gastrednerin, Frau Ruth Klüger. Die 1931 in Wien geborene Literaturwissenschaftlerin und Autorin musste bereits in den frühesten Kindheitstagen erleben, was es bedeutet, aufgrund ihrer Herkunft ausgegrenzt zu werden. Mit der Machtübernahme der Nazis in Österreich widerfuhr ihr – wie so vielen anderen auch – das schreckliche Schicksal der Deportation ins Konzentrationslager mit allen seinen Qualen und Schrecken. Doch sie überlebte.

Und ich freue mich sehr, Frau Dr. Klüger, dass Sie meiner Einladung gefolgt sind und heute zu uns sprechen werden.

Liebe Jugendliche! Sehr geehrte Damen und Herren! Verantwortung für sich selbst und die Gesellschaft übernehmen, als mündige, kritische Bürgerinnen und Bürger die Zeichen der Zeit erkennen, aktiv an der Demokratie teilnehmen und sich ihre Möglichkeiten und Institutionen zunutze machen – dies sind die Pflichten, die wir zu erfüllen haben, um in einer Gesellschaft zu leben, die bereits den Anfängen jeglicher rassistischer und antidemokratischer Haltung wehrt.

Und diese Pflichten sind untrennbar mit den Rechten auf ein selbstbestimmtes und friedliches Zusammenleben für alle verbunden. – Ich danke Ihnen. *(Beifall.)*

Es folgt die Vorführung des Films „Das Netzwerk“, der im Rahmen des vom Mauthausen Komitee Österreich initiierten Jugendprojekts zum diesjährigen Gedenktag von SchülerInnen

der HLA für Mode und Kunst in Wien, der HAK Feldkirchen, von Lehrlingen der ÖBB aus Graz, Knittelfeld und St. Pölten sowie von Lehrlingen der Voest aus Linz produziert wurde.

(Beifall.)

Ansprache von Professorin Ruth Klüger

Professorin Ruth Klüger: Verehrte Herren und Damen! Wir Überlebende der großen jüdischen Katastrophe des zwanzigsten Jahrhunderts, die heutzutage die Shoah oder der Holocaust genannt wird, wir sind sozusagen ein Auslaufmodell. Nur ganz wenige von uns gibt es noch, und diese wenigen, zu denen ich gehöre, waren damals Kinder. Von Kindern möchte ich daher sprechen.

Im Mai 1945, also vor 66 Jahren, gleich nach Kriegsende, schickte ich zwei Gedichte, die ich im KZ verfasst hatte und die von der Verfolgung und Vernichtung handelten, an die „Hessische Post“. Dazu einen Brief, in dem ich stolz verkündete, ich sei zwar erst dreizehneinhalb Jahre alt, hätte jedoch schon mehr erlebt als andere mit fünfzig. Die Gedichte hatte ich nicht geschrieben, denn ich hatte kein Schreibmaterial, sondern sie einfach verfasst und im Kopfe behalten und manchmal anderen Häftlingen aufgesagt. Sie waren schön gereimt und in Strophen eingeteilt, wie ich es von der klassischen deutschen Lyrik gelernt hatte.

Denn in Wien, vor der Verschickung im Jahre 1941, als wir von einer Wohnung in die andere mussten, alle mit verängstigten Erwachsenen vollgestopft, und ich gezwungenermaßen schulfrei hatte, vertrieb ich mir die Zeit mit dem Auswendiglernen von Versen. Ich wusste also, wie man das machte und meinte, mit der sprachlichen Kontrolle, die in solchen Kompositionen steckt, beweisen zu können, dass ich kein verschrecktes, bewusstloses Opfer gewesen war, sondern eine, die sich über Wasser halten und aufmerksam beobachten konnte, also eine, die man ernst nehmen sollte und die in Zukunft mitreden wollte.

Ich lese Ihnen eines der beiden Gedichte vor:

Der Kamin

Täglich hinter den Baracken
Seh ich Rauch und Feuer stehn.
Jude, beuge deinen Nacken,
Keiner hier kann dem entgehn.
Siehst du in dem Rauche nicht
Ein verzerrtes Angesicht?

Ruft es nicht voll Spott und Hohn:
Fünf Millionen berg' ich schon!
Auschwitz liegt in meiner Hand,
Alles, alles wird verbrannt.

Täglich hinterm Stacheldraht
Steigt die Sonne purpurn auf,
Doch ihr Licht wirkt öd und fad,
Bricht die andre Flamme auf.
Denn das warme Lebenslicht
Gilt in Auschwitz längst schon nicht.
Blick zur roten Flamme hin:
Einzig wahr ist der Kamin.
Auschwitz liegt in seiner Hand,
Alles, alles wird verbrannt.

Mancher lebte einst voll Grauen
Vor der drohenden Gefahr.
Heut' kann er gelassen schauen,
Bietet ruhig sein Leben dar.
Jeder ist zermürbt von Leiden,
Keine Schönheit, keine Freuden,
Leben, Sonne, sie sind hin,
Und es lodert der Kamin.
Auschwitz liegt in seiner Hand,
Alles, alles wird verbrannt.

Hört ihr Ächzen nicht und Stöhnen,
Wie von einem, der verschied?
Und dazwischen bittres Höhnen,
Des Kamines schaurig Lied:
Keiner ist mir noch entronnen,
Keinen, keine werd ich schonen.
Und die mich gebaut als Grab
Schling ich selbst zuletzt hinab.

Auschwitz liegt in meiner Hand,
Alles, alles wird verbrannt.

Das war 1944.

Ich lese diese Verse hier zum ersten Mal laut vor, weil ich sie bis jetzt vor dem salbungsvollen Mitleid bewahren wollte, das dem gesprochenen Wort zuteilwird, mehr als dem gedruckten. Doch nun sind sie schon so verjährt, dass ich meine, die zwölf- bis dreizehnjährige Autorin, die ich damals war, mit einem kurzen Kommentar schützen zu können. Das Thema war natürlich zu groß und schwer für ein Kind, aber es war kein Thema, das ich mir ausgesucht hatte, sondern eines, das ich aufgetischt bekam und ich versuchte, es zu bewältigen, indem ich darüber Reime machte. Ich möchte damit sagen, dass mir und den anderen Kindern die Ungeheuerlichkeit dessen, was in den Lagern vorging, klar war. Wir haben nicht somnambulistisch vor uns hingedöst, wir waren hellwach, wir Kinder, vielleicht nie wieder so hellwach wie damals.

Wenn man von „verlorener Kindheit“ spricht oder davon, dass man den Kindern ihre Spielplätze und Spielsachen geraubt hatte und ähnlichen Lappalien, so lenkt man ab von dieser Ungeheuerlichkeit und verringert den Respekt vor denen, einschließlich der Kinder, die damals klarsichtig gelebt haben und den Verstand nicht verloren, den man ja zum Beispiel beim Gedichtemachen braucht.

Es gibt auch gelegentlich die Unterstellung, dass wir gar nicht wussten, was los war. Aber Sie merken ja: Ich schnappte sogar übertriebenen Zahlen auf: In Auschwitz wurden insgesamt eineinhalb Millionen Juden vergast, nicht fünf, wie in meinem Gedicht. Oder dass man ja die Mutter dabei hatte, es kann also gar nicht so arg gewesen sein.

Solche Reaktionen reichen nicht an das Gefühl heran, an das ich mich so lebhaft erinnere, dieses Gefühl der Zwölfjährigen in Auschwitz-Birkenau und der Dreizehnjährigen in Groß-Rosen, das sich so zusammenfassen lässt:

Ich hab' ein Leben, es ist meines, es hat erst angefangen, nimmt es mir nicht, es gehört mir; was ihr alles sonst genommen habt, die Wohnung, aus der wir rausgeschmissen wurden, das Geld der Eltern in der Bank und alle unsere Sachen, der schöne Garten der Großeltern, könnt ihr alles haben; wer will das schon?, könnt ihr behalten, is' wurscht, aber dieses Leben, ich geb's nicht auf, ich hab' Angst, ich will noch was lernen – und auch eine große Wut hab ich. – Das war das Grundgefühl.

Und wenn ich heute von Respekt rede, so meine ich nicht etwa einen Respekt, den Sie vor mir, der Erwachsenen, Altgewordenen, haben sollten – den müsste ich mir schon durch

eigene Leistung verdienen –, sondern den ich vor dem Kind bewahre, das ich damals war und das ganz gut denken konnte und sich trotzig bewährte und bestand.

Ein paar Verse aus den erwähnten Gedichten erschienen dann auch in der Zeitung, zusammen mit einem kunstvoll zerrissenen Stück meines Briefs. Mein Gedicht war verkürzt, meine Aussage verstümmelt und vor allem mit einem larmoyanten Kommentar versehen worden, der mich beschämte. „Einzelne Strophen“, so hieß es, „eignen sich nicht zur Veröffentlichung, denn sie eröffnen das ganze unbeschreibliche Elend, in das die Seele eines Kindes gestoßen wurde.“

Diese Logik war mir unklar. Warum, so fragte ich mich, haben sie nicht das ganze Gedicht gedruckt, oder sogar alle beide? – Ich war unter anderem beleidigt, weil ich keine Antwort und kein Belegexemplar bekommen hatte. Ich hatte auf ein Wort der Anerkennung gehofft, zumindest der **Erkennung**, ich wollte ein Gesicht haben. Und ein Gesicht war auch da, aber nicht meines, eine Zeichnung, die nicht ich war, sondern der Sammelbegriff, wie so ein Kind auszusehen hatte, mit weit aufgerissenen Augen, vermutlich schreiend. Eigentlich wollte ich, dass sich jemand nach mir erkundigt, fragt, wie's war, wie's mir geht und was ich sonst noch geschrieben hatte. Ich wollte ernst genommen werden, denn so, wie's dastand, genierte ich mich einfach. Ich kam mir vereinnahmt, sogar an den Pranger gestellt vor.

Wenn man die Zeugen nicht befragt, oder, wenn man sie befragt, ihnen dann nicht zuhört, sobald sie ausführlich werden wollen, sondern den eigenen Gefühlen den Vorrang gibt, wie das auch heute noch oft bei der Auswertung von „oral history“ geschieht, so stellt sich leicht eine Verdrehung des Geschehens ein. Diejenigen, die nicht dabei gewesen waren, hielten noch lange nach dem Krieg selbst die erwachsenen Überlebenden für unzuverlässig, weil angeblich zu sehr geschädigt durch das Erlebte. Wie viel mehr die Kinder! Mit meinem Ärger und meiner Beschämung über diese erste Veröffentlichung, so kindisch sie gewesen sein mögen, hatte ich etwas erfasst, was richtig war.

Das Desinteresse für die Autorin, die nur eine Quelle war für die Erschütterungsfähigkeit der Herausgeber, war nicht zufällig, sondern eher typisch. Kinder hatten keine rechte Identität, deshalb musste man sich auch nicht für ihre Beiträge bedanken. Schon in dieser frühen Phase der Erinnerung war mehr Gerede als Sprache und nicht so sehr Trauer als rührseliges Gewäsch.

Freilich war das während und nach dem Krieg oft so: Man hat die Ermordung von einer ganzen nichtpolitischen Zivilbevölkerung, wenn nicht beiseitegeschoben, so doch irgendwie komprimiert, vielleicht weil der Gedanke unerträglich war, aber vielleicht auch, weil man mit Trauer über die Gefallenen und mit Stolz über die Politischen, die Widerstandskämpfer im

KZ reden konnte, aber was ließ sich schon über jüdische Hausfrauen und Kinder sagen, als dass sie Pech gehabt hatten?

In den fünfziger Jahren trat dann ein ermordetes Kind lebhaft vors Auge der Öffentlichkeit: Anne Frank. Anne Frank war jedoch eben keine Überlebende, niemand, mit dem man sich auseinandersetzen musste und – ein springender Punkt – man musste sich nicht einmal mit ihren KZ-Erfahrungen auseinandersetzen, denn das Buch handelt ja nicht davon, es handelt vom Versteck **vor** der Verschleppung. Zwar hing sein enormer Erfolg vom Wissen ab, dass Anne Frank ein Opfer des Massenmords war, aber gerade das machte es möglich, ihre überaus scharfsinnigen Aufzeichnungen zu sentimentalisieren. Sie war ein Opfer, vor dem man nicht zurückschrecken musste. Das, was ihr nach dem Versteck im Amsterdamer Hinterhaus zustieß, wurde erst Jahre nach der Veröffentlichung des Tagebuchs recherchiert und die Details, die zu ihrem Tod führten, wurden nie so bekannt und hatten nie dieselbe Ausstrahlung wie ihre eigenen Worte über das enge Zusammenleben vor dem Entdecktwerden.

Man konnte sie beweinen und man konnte bereuen. Die Vorstellung ihrer Verschickung und ihres frühen Todes konnte man dazudenken oder auslassen, mit so vielen oder so wenigen Einzelheiten, wie man wollte. Von ihr kam keine Gegenrede mehr. Und doch hat sie es mit ihrem schriftstellerischen Talent und ihrer akuten Beobachtungsgabe allen Kindern von damals leichter gemacht, zu sprechen und gehört zu werden.

Die Wörter, die uns immer einfallen, wenn wir die über das Gedenken an die Shoah sprechen, sind „vergessen“, „erinnern“, „verzeihen“. Ich möchte versuchsweise auf ein anderes Wort hinsteuern, nämlich das Wort, das Sigmund Freud hier in Wien auf jenen psychologischen Prozess angewendet hat, wenn der Mensch nicht zurechtkommt mit dem, was ihm oder ihr zugestoßen ist – oder was er getan hat – und es auf eine Weise beiseiteschiebt, die es nicht etwa zerstört – denn das geht nicht –, aber es so aufbewahrt, dass es sich nicht dem Bewusstsein und der Vernunft zur Verfügung stellt. Und das mit Recht, denn die Vernunft ist in solchen Fällen hilflos geworden. Ich spreche natürlich vom Verdrängungsprozess, der heute auch schon einmal erwähnt wurde.

Freud hat den Begriff „verdrängen“ auf den Einzelnen, das Individuum, angewendet. Doch auch eine Gesellschaft kann Teile ihrer Vergangenheit verdrängen. Da gibt es verschiedene Möglichkeiten. Wir denken zuerst an den Versuch, das Geschehene zu vergessen – ich sage „Versuch“, weil es ja nicht gelingt: Das, was geschehen ist, verschwindet nicht, es geistert nur. Man leugnet also einfach, dass das, womit man nicht fertig wird, stattgefunden hat.

Im Englischen verwendet man das Wort „suppress“ für diesen Freud'schen Begriff, denn das Englische hat kein richtiges Wort für „verdrängen“. Aber das Deutsche ist besser, denn es

meint ja „beiseiteschieben“, nicht „unterdrücken“ wie „suppress“; das Beiseitegeschobene ist nachbarlich anwesend. Wenn man es pauschal abstreitet, wird man schnell entlarvt, und darum waren die Holocaustleugner von Anfang an unglaubwürdig, das Beweismaterial war einfach überwältigend. Der Massenmord war keine verborgene Leiche im Keller. Er war schlicht nicht zu übersehen.

Verdrängen kann aber auch andere Formen annehmen. Wenn wir nicht umhinkönnen, die Faktizität des Geschehenen anzuerkennen, dann versuchen wir, es so zu deuten, dass es erträglich, wenn auch verfälscht wird, zum Beispiel durch Sentimentalisieren, eine Form von Entschärfung.

Dazu eignen sich besonders die Kinder, die toten wie die überlebenden. Da nimmt dann ein weinerliches, rückgewandtes Mitgefühl dem Entsetzen über das Vorgefallene den Stachel und verwandelt es in eine Stärkung der eigenen moralischen Überlegenheit. Oder man verfremdet die Zeugen und feindet sie an.

Wenn wir Kinder die Geschichte unserer Jahre unter den Nazis anders erzählten, als es sich die Erwachsenen zurechtgelegt hatten oder unerwünschte Fragen über das Verhalten eben dieser Erwachsenen stellten, dann wurde man, wenn man Glück hatte, nicht ernst genommen und beiseitegeschoben, also „verdrängt“, in eine Ecke gedrängt – irgendwie mundtot gemacht, weil man annahm, dass wir nicht genug wissen konnten und sowieso keine Meinung zu haben hatten; oder wir wurden sogar beschimpft, wenn man kein Glück hatte: „Du hast's faustdick hinter den Ohren“, sagte mir eine Deutsche verächtlich noch in den frühen fünfziger Jahren.

Man hat die Opfer seither zu Märtyrern stilisiert. Daran dachte man anfangs noch nicht. Doch auch das ist eine Form der Verdrängung, indem man der äußersten Sinnlosigkeit einen Sinn abgewinnt.

Noch eine Art der Bewältigung, die der Verdrängung Vorschub leistet, ist die Relativierung. Wir reihen das Verbrechen ein, finden ihm einen Platz in der Geschichte der Untaten. Doch das Ausmaß des Holocaust sprengt alle Rahmen und Raster.

Das sogenannte Euthanasieprogramm, das am Anfang des großen Blutbads stattfand, verdeutlicht einen Aspekt, der es von anderen Massakern unterscheidet, nämlich ein Element der nationalen oder völkischen Selbstzerfleischung.

Ich rede jetzt einmal ausdrücklich nicht von Juden oder Zigeunern, sondern von Opfern, die in die unerhörte Kategorie „unnütze Esser“ eingestuft wurden. Die ersten experimentellen Gaskammern kann man in Österreich bequem besichtigen, an einer Gedächtnisstätte unweit von hier, in Hartheim bei Linz. Wir haben sie ganz kurz im Film gesehen. Linz, eine

europäische Kulturhauptstadt. Diese frühen Gaskammern waren nicht besonders geheim gehalten, in keinen dumpfen Kellern versteckt, sie hatten Fenster und lagen zu ebener Erde. Da wurden Behinderte aus dem eigenen Volk, Deutsche und Österreicher, von ihren Landsleuten beseitigt. Darunter auch viele Kinder. Das waren körperlich und geistig behinderte Kinder, oder autistische Kinder, es waren auch einfach asoziale, sogenannte „schwer erziehbare“ Kinder darunter, Kinder, die Krach in der Schule gemacht haben.

Man muss sich vorstellen, was das heißt: „unnütze Esser“. Es heißt, dass man den eigenen Kindern nicht den Bissen im Mund gegönnt hat. Der normale Instinkt, meinen wir, ist ja, Kinder zu beschützen und ihnen zu helfen. Sie sind herzlich und hilflos. Es ist ein Naturgesetz, dass jede Tierart sich zu vermehren sucht, oft mit dem Opfer von erwachsenen Individuen der Spezies. Nicht nur die Eltern, auch die Herde oder das Rudel verbürgt ihr Weiterleben. Doch in Großdeutschland, einschließlich Österreich, wurden während der Nazi Herrschaft nicht nur sogenannte „andersrassige“ Kinder getötet, sondern auch die eigenen deutschen, wenn sie „unnütze Esser“ waren. Nicht nur vereinzelte, sondern sehr viele, und das von bezahlten Tätern.

Und hier setzt mein Verständnis aus. Nur eine Verbindung wird immer deutlicher: Auch mit der Vernichtung der Juden wurde ja ein Teil der eigenen Zivilbevölkerung aus der deutsch-österreichischen Gesellschaft beseitigt – ein Teil, der sehr dazugehört hat und integriert war.

Schoßhunde sind auch unnütze Esser und wurden nicht massenvernichtet im Nazi-Europa. Überhaupt waren Haustiere unter den Nazis nicht verboten, obwohl man ihnen zu essen geben muss. – Im Gegenteil, sie waren sozusagen höhere Wesen als Juden, denn Juden mussten die ihren abgeben, Juden waren nicht würdig, Hunde zu halten.

Was sich also in dem Euthanasieprogramm als Sparsamkeit und notwendige Maßnahme zur Erhaltung der Rassenzucht tarnte und in den Massenmord an Zivilisten mündete, war in Wahrheit ein Menschenhass und eine Menschenverachtung, die man mit Schlagwörtern wie „nie wieder“ oder mit Mahnmalen oder mit Sühnezeichen oder auch mit Gedenktagen, wie wir hier einen feiern, nicht in den Griff bekommt.

Ein berühmtes jüdisches Sprichwort lautet: „Wer ein Leben rettet, rettet die ganze Welt.“ Es ist ein schöner Satz, ein poetischer Satz, er lässt sich genießen, doch mit dem Massenmord ist er unvereinbar. Sicher hat es unzählige tapfere Menschen gegeben, die gefährdete Kinder gerettet haben. Ich bin froh zu sehen, dass sie hier gerade in diesen Tagen geehrt werden. Sie verdienen es, wir sollen sie feiern, aber eine Welt, in der ein Kind leben bleibt und neunhundertneunundneunzig Kinder mit voller Absicht ermordet werden, eine solche Welt ist nicht „gerettet“, im Sinne unseres Spruchs.

Ich bin eine dieser Einzelfälle und habe nie die Erleichterung gekannt, dass durch mein Überleben das Grausen am Mord meiner Altersgenossen aufgewogen und widerlegt ist. Solche Widersprüche bleiben für meinesgleichen im Gedächtnis eintätowiert.

Der Kern der Sache bleibt unbegreiflich, trotz der vielen nüchtern wissenschaftlichen und passioniert dichterischen Analysen, die seither erschienen sind. Wir brauchen sie alle, aber sie genügen nicht. Wie kam es zum Völkermord? Wirtschaftliche Gründe? – Es gab ärmere Länder, wo so etwas nicht passierte. Unwissenheit? – Die Täter hatten ein relativ hohes Bildungsniveau. Sie waren keine Analphabeten und hatten entweder eine religiöse oder eine humanistische Erziehung gehabt, die leider nicht standhielt. Aber wieso und warum nicht?

Die frühen Jahre üben ja angeblich einen bleibenden Einfluss auf uns aus. Auf die Täter traf das nicht zu. Sie hatten nichts erlebt, was mit ihrem späteren Tun in Einklang zu bringen wäre. Sie kamen aus einer Gesellschaft, die zwar fünfzehn oder zwanzig Jahre vorher einen Krieg verloren hatte, aber einen Verlierer gibt es in jedem Krieg, manchmal auch mehr als einen. Das erklärt nicht, wie es zu dieser Umkehrung aller Werte mitten in Europa kam. Weder andächtiges Schweigen noch Reue, Andacht oder auch Hass und Verachtung geben uns Antwort auf die Fragen, die die Geschichte des vergangenen Jahrhunderts uns stellt.

Und so belassen wir es bei der festen Überzeugung, dass jetzt alles anders ist. Das stimmt sogar, ich muss mich nur umschauen und an das Wien meiner Kindheit denken, eine düstere, feindselige Stadt, wo man als Jude wie in einem Belagerungszustand vegetierte, wo ich alles verlor, auch den Vater und den Bruder und schließlich in den Tod abtransportiert wurde, dem ich dann merkwürdiger- und ausnahmsweise entging. Heute bin ich hier willkommen, ich darf sogar im Parlament darüber sprechen. Aber wieso? Wo und was sind die Quellen, die vom Damals und die vom Jetzt, die Ursachen? Was hat sich im Denken geändert und auf welche Weise? Was war der Ursprung des Genozids?

Wie der Holocaust möglich war, bleibt ein ungelöstes Rätsel. Es ist im Grunde das Rätsel der menschlichen Freiheit. Wir sind nicht vorprogrammiert, wie sich herausstellte, ein Rechtsstaat bleibt nicht unbedingt ein Rechtsstaat, und seine Bewohner können ihre Vorstellungen und Absichten jederzeit über den Haufen werfen und es sich anders überlegen. Meistens sind wir stolz auf dieses Selbstbestimmungsvermögen und meinen, es führt zum Fortschritt und zum Guten. Manchmal führt es ins abgrundtief Böse.

Der Holocaust gähnt wie ein schwarzes Loch in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts. Ich habe im Laufe eines langen Lebens einiges darüber gelesen, auch ein bisschen darüber geschrieben, bin aber zu keinen Schlussfolgerungen gekommen und fand gewiss keinen Trost. Trotzdem bleibt die Hoffnung, dass weiteres Forschen, Dichten, Nachdenken und Diskutieren zu einer Erhellung führen möge über unser Tun und Lassen, das heißt, über die

Möglichkeiten und Grenzen dieser unserer zwielichtigen, zweideutigen, zwiespältigen menschlichen Freiheit. – Ich danke Ihnen. *(Lang anhaltender, stehend dargebrachter Beifall.)*

Als Abschluss der Gedenkveranstaltung werden folgende Lieder vorgetragen:

„Donna Donna“, jiddischer Text: A. Zeitlin, Musik und englischer Text: Sholom Secunda;

„Gegen das Geläut“, Text: Wilhelm Willms, Musik: Peter Janssens;

„Ermutigung“, Musik und Text: Wolf Biermann;

„Dachaulied“, Text: Jura Soyfer, Musik: Herbert Zipper.

(Beifall.)

Schluss der Gedenksitzung: 12 Uhr